

The book cover features a stylized, abstract background with large, flowing shapes in shades of orange, peach, and light blue. In the upper left, the silhouettes of a man and a woman are shown walking away from the viewer, with long, soft shadows cast behind them. The sky is filled with several white birds in flight. The title is written in large, bold, sans-serif letters, with 'ALL DIE FARBEN, DIE ICH DIR' in orange and 'VERSPRACH' in white.

ALL
DIE
FARBEN,
DIE ICH
DIR

ZOULFA KATOUH

VERSPRACH

DRESSLER

Über dieses Buch

Berührend, schonungslos und voller Hoffnung

Salama lebt inmitten der syrischen Revolution in Homs. Ihr Pharmaziestudium hat sie nicht darauf vorbereitet, im Krankenhaus Leben zu retten - und so viele Menschen sterben zu sehen. Von ihrer Familie ist ihr nur noch ihre hochschwängere Schwägerin und beste Freundin Layla geblieben. Um sie in Sicherheit zu bringen, sucht Salama fieberhaft nach Möglichkeiten, Syrien zu verlassen. Dann lernt sie im Krankenhaus den furchtlosen Kenan kennen. Die beiden verlieben sich, doch Kenan will bleiben, da er mit Videos vom Bürgerkrieg auf das Leid in seinem Land aufmerksam macht. Hin- und hergerissen zwischen der Sehnsucht nach Sicherheit und ihrer großen Liebe, muss Salama sich entscheiden: Wird sie bleiben oder fliehen?

Eine erschütternde Geschichte über Krieg, Verlust, Familie und Liebe ... Ein absolutes Must Read.

Sabaa Tahir, Autorin der »Elias & Laia«-Reihe

Zoulfa Katouh

ALL
DIE
FARBEN,
DIE ICH
DIR
VERSPRACH

Aus dem Englischen von
Rasha Khayat



Dressler Verlag · Hamburg

Liebe Leserin, lieber Leser,

dieses Buch enthält einige Passagen, die für manche Menschen möglicherweise triggernd wirken können.

Schau gern auf die letzte Seite, dort findest du eine Auflistung der potenziell triggernden Themen in diesem Buch. Um Spoiler zu vermeiden, steht der Hinweis hinten im Buch.

Für Hayao Miyazaki, der meine Fantasie beflügelte.

Für Ali Al-Tantawi, der meine Fantasie revolutionierte.

*Für alle Menschen aus Syrien, die ihr Land geliebt, dafür
gelebt und es verloren haben. Eines Tages kommen wir
zurück nach Hause.*

Jeder Zitronenbaum bekommt ein Kind,
und die Zitronen werden niemals sterben.

Nizar Qabbani



1

Drei verschrumpelte Zitronen und eine Tüte Fladenbrot, eher trocken als schimmelig, liegen nebeneinander. Mehr hat der Supermarkt nicht im Angebot.

Meine müden Augen starren einen Moment vor sich hin, ehe ich beides vom Regal nehme. Mit jeder Bewegung schmerzen meine Glieder. Noch einmal gehe ich an den verstaubten, leeren Regalen entlang, in der Hoffnung, etwas übersehen zu haben. Doch alles, was ich spüre, ist ein starkes Gefühl von Nostalgie. Die Erinnerung an damals, als mein Bruder und ich nach der Schule zu diesem Supermarkt geeilt sind und bergeweise Chips und Gummibärchen gekauft haben. Dann denke ich an Mama, wie sie ihren Kopf geschüttelt hat und ihr Lächeln unterdrücken musste beim Anblick der geröteten Gesichter und strahlenden Augen ihrer Kinder, die versuchten, ihre Beute in ihren Rucksäcken zu verstecken. Sie streichelte uns übers Haar und ...

Ich schüttle meinen Kopf.

Genug.

Nachdem ich mich versichert habe, dass die Regale nun tatsächlich völlig leer sind, schlurfe ich zur Kasse und bezahle die Zitronen und das Brot mit ein paar Dinaren aus Babas Ersparnissen, die er vor jenem schicksalhaften Tag noch abheben konnte. Der Besitzer des Ladens, ein Mann um die sechzig, lächelt mich mitfühlend an und gibt mir mein Wechselgeld.

Vor dem Supermarkt erwartet mich ein Bild der Verwüstung. Es erschreckt mich nicht mehr. Längst habe ich mich an dieses Grauen gewöhnt, aber es verstärkt dennoch die Angst in meiner Seele.

Zerstörte Straßen, zu Schotter zerbombter Asphalt. Graue Gebäude, ausgehöhlt und verfallen, als versuche die Natur zu beenden, was die Bomben des Militärs begonnen haben. Chaos und absolute Zerstörung.

Die Sonne hat allmählich die letzten Reste des Winters weggeschmolzen, trotzdem ist es noch kalt. Der Frühling als Symbol für allen Neuanfang hat es nicht ins erschöpfte Syrien geschafft. Am wenigsten in meine Heimatstadt, Homs. Zwischen Tod und Trümmern ist das Elend allgegenwärtig. Nur die Hoffnung in den Herzen der Menschen bietet noch Widerstand.

Am Himmel senkt sich die Sonne langsam und sagt Gute Nacht, wobei die Himmelsfarben von Orange in ein tiefes Blau gleiten.

Gänseblümchen, Gänseblümchen, süße, süße Gänseblümchen, murmle ich vor mich hin.

Vor dem Supermarkt stehen ein paar Männer beieinander, ihre Gesichter sind eingefallen und ausgemergelt, doch ihre Augen glänzen. Als ich an ihnen vorbeigehe, schnappe ich ein paar Fetzen ihres Gespräches auf, bleibe jedoch nicht stehen. Ich weiß genau, worüber sie reden. Worüber alle reden seit über neun Monaten.

Schnell gehe ich weiter, will nicht zuhören. Ich weiß, dass der Militärangriff auf uns ein Todesurteil bedeutet. Dass unsere Nahrungsvorräte versiegen und wir verhungern werden. Ich weiß, dass uns die Medikamente im Krankenhaus jeden Moment ausgehen werden. Ich weiß das, weil ich heute Operationen ohne Betäubung durchgeführt habe. Menschen sterben an ihren Verletzungen und Infektionen, und ich habe keine Möglichkeit, ihnen zu helfen. Und ich weiß auch, dass uns ein Schicksal weit schlimmer als der Tod erwartet, wenn es der Freien Syrischen Armee nicht gelingen sollte, die Angriffe des staatlichen Militärs auf Homs zu stoppen.

Während ich meinen Heimweg fortsetze, kommt ein kalter Wind auf, und ich ziehe meinen Hijab enger um meinen Kopf. Ich kann die Tropfen getrockneten Bluts auf den Ärmeln meines Arztkittels sehen. Jedes Leben, das ich während meiner Schichten nicht zu retten vermag, fügt meinem eigenen Blut einen weiteren Tropfen hinzu. Egal wie oft ich versuche, mir die Hände zu waschen - das Blut unserer Kämpfer dringt durch meine Kleidung in meine Haut, in meine Zellen, in meine eigene DNA.

Heute hallt außerdem noch der schrille Lärm der Knochensäge von der Amputation in mir nach, bei der

Dr. Ziad mich assistieren ließ.

Siebzehn Jahre lang hat Homs mich großgezogen und meine Träume genährt: Ich wollte die Universität mit Auszeichnung abschließen und eine gute Stelle als Pharmazeutin im Zaytouna Krankenhaus antreten, ehe ich dann endlich reisen und die Welt sehen könnte.

Doch nur einer dieser Träume hat sich erfüllt und auch nicht in der Art, wie ich es mir gewünscht habe.

Vor einem Jahr hat sich die Revolution in unsere Nachbarländer ausgebreitet und auch wir in Syrien streckten die Hände nach der Hoffnung aus und forderten Freiheit. Der Staat antwortete, indem er die Hölle über uns hereineinbrechen ließ. Das Militär griff gezielt Krankenhäuser an, und Ärztinnen und Ärzte waren inzwischen so rar wie lautes Gelächter. Trotzdem fielen die Bomben weiter, und im Zaytouna Krankenhaus wurde jede helfende Hand benötigt. Selbst Verwaltungsmitarbeiterinnen wurden zu Krankenschwestern befördert. Als Pharmaziestudentin im ersten Jahr war ich quasi gleichgestellt mit einer erfahrenen Ärztin, und nachdem der frühere Pharmazeut unter den Trümmern seines Hauses begraben wurde, hatte niemand mehr eine Wahl, und ich musste seine Nachfolge antreten.

Es spielte keine Rolle, dass ich erst achtzehn Jahre alt war. Dass mein medizinisches Wissen beschränkt war auf das, was ich aus meinen Lehrbüchern kannte. Als der erste Schwerverletzte vor mir lag, den ich zu versorgen hatte, war alles andere egal. Der Tod ist der beste Lehrmeister.

In den letzten sechs Monaten habe ich bei mehr Operationen assistiert, als ich zählen kann, und habe mehr Menschen sterben sehen, als ich es mir je hätte vorstellen können.

Das *kann* einfach nicht mein Leben sein.

Der Anblick meines Heimwegs erinnert mich an die Schwarz-Weiß-Bilder in meinen alten Schulbüchern, die Deutschland oder London nach dem Zweiten Weltkrieg zeigen. Zerbombte Häuser, deren Innenleben aus Holz und Beton nach außen quillt wie Organe. Dazu der Geruch von verbrannten Bäumen.

Der kalte Wind zieht durch den dünnen Stoff meines abgetragenen Arztkittels und lässt mich zittern. Ich murmle: *Mutterkraut. Sieht aus wie Gänseblümchen. Für die Behandlung von Fieber und Arthritis. Mutterkraut. Mutterkraut. Mutterkraut.*

Endlich sehe ich mein Haus und atme erleichtert auf. Es ist nicht das Haus, in dem ich früher mit meiner Familie gelebt habe, sondern das Zuhause, das Layla mir gegeben hat, als Bomben das unsere zerstört hatten. Ohne sie würde ich auf der Straße leben.

Laylas Haus - unser Haus - ist ein kleines, einstöckiges Gebäude in einer Reihe identischer Häuser. Überall sind Einschusslöcher in den Wänden, die aussehen wie ein Kunstwerk des Todes. Die Häuser stehen still, traurig und allein da. Unser Viertel ist eines der wenigen, das noch halbwegs verschont geblieben ist von den Bomben. In anderen Teilen der Stadt schlafen die Menschen unter Geröll oder auf der Straße.

Das Schloss ist rostig und knarzt, als ich den Schlüssel umdrehe. »Ich bin wieder da!«, rufe ich.

»Hier hinten!«, antwortet Layla.

Layla und ich haben gemeinsam das Licht der Welt erblickt, da unsere Mütter sich ein Krankenzimmer teilten. Sie ist meine beste Freundin, mein Fels in der Brandung, und weil sie sich in meinen Bruder Hamza verliebte, ist sie nun auch meine Schwägerin.

Und heute, nach allem, was passiert ist, habe ich auch die Verantwortung für sie, denn sie ist die einzige Familie, die ich noch habe.

Als Layla dieses Haus zum ersten Mal sah, war es Liebe auf den ersten Blick, und Hamza hat es sofort für sie gekauft. Mit seinen zwei großen Zimmern war es perfekt für ein frisch verheiratetes Paar. Sie malte grüne Weinreben an eine Wand, lila Lavendelblüten an eine andere und legte die Wohnung mit dicken Teppichen aus, die wir gemeinsam im Bazar gekauft hatten. Die weißen Küchenwände hoben sich von den Regalen aus Walnussholz ab, auf die sie ihre selbst designten Kaffeetassen platzierte. In jeder Ecke des Wohnzimmers lagen damals Laylas Mal- und Bastelsachen. Papier mit ihren farbigen Fingerabdrücken, Pinsel und Malkästen überall. Wenn ich zu Besuch kam, lag sie oft auf dem Boden neben ihrer Staffelei, starrte an die Decke und sang eines der alten arabischen Lieder, die sie so liebte. Das Haus war zu dieser Zeit der Inbegriff von Laylas Seele.

Heute hat es seinen Glanz verloren. Die Farben sind verblasst, und es ist nur noch die graue Hülle eines Heims.

Als ich die Küche betrete und Layla auf der blumenbedruckten Couch liegen sehe, verfliegt meine Erschöpfung augenblicklich. Ich lege die Tüte mit dem Brot ab. »Ich mache mal die Suppe warm, möchtest du etwas?«

»Nein, danke«, antwortet sie. Im Gegensatz zu meiner eigenen klingt ihre Stimme stark und voller Leben – wie eine warme Decke aus Erinnerungen, die sich um mich legt.

»Wie lief es mit dem Boot?«

Verdammt, denke ich und gebe vor, ganz und gar damit beschäftigt zu sein, die verwässerte Linsensuppe in einen Topf zu gießen und die Gasflamme des Herdes anzuzünden.

»Sicher, dass du nichts möchtest?«

Layla setzt sich auf, wobei sich ihr blaues Kleid über ihren im siebten Monat schwangeren Bauch spannt. »Erzähl mir, wie es lief, Salama!«

Ich wende meinen Blick nicht von der Suppe ab und lausche der zischenden Gasflamme. Seit ich eingezogen bin, liegt mir Layla in den Ohren, im Krankenhaus mit Am zu sprechen. Sie hat gehört, dass viele Syrer in Deutschland Asyl bekämen. Auch ich kenne diese Geschichten. Einige meiner Patientinnen und Patienten haben es dank Am geschafft, über das Mittelmeer zu fliehen. Ich habe keine Ahnung, wie er die Boote findet, aber mit Geld geht ja bekanntlich alles.

»Salama!«

Ich seufze und teste mit dem Finger die Temperatur der Suppe. Sie ist gerade mal lauwarm, aber mein Magen grummelt so sehr, dass ich den Topf vom Herd nehme und mich mit meiner Schüssel neben Layla auf die Couch setze.

Sie schaut mich geduldig an, die Augenbrauen noch immer hochgezogen. Ihre ozeanblauen Augen sind so groß, dass sie beinahe ihr gesamtes Gesicht einnehmen. Mit ihrem goldbraunen Haar, ihrer hellen Haut und ihren Sommersprossen hat sie schon immer ausgesehen wie eine Herbstgöttin. Nicht einmal all die Zerstörung und das Leid um uns herum können ihre Schönheit mindern. Aber ich kann sehen, wie ihre Knochen inzwischen hervortreten und wie eingefallen ihre einst vollen Wangen sind.

»Ich habe ihn nicht gefragt«, sage ich schließlich, nehme einen Löffel Suppe und warte auf ihr Stöhnen.

Und es kommt auch sofort: »Warum? Wir haben das Geld von unserer Familie ...«

»Ja, *das* Geld, mit dem wir überleben müssen, sobald wir dort sind. Wir wissen nicht, wie viel er verlangt. Und außerdem kennst du doch all die Geschichten!«

Sie schüttelt den Kopf und einzelne Haarsträhnen fallen ihr ins Gesicht. »Okay. Ja. Einige Leute kommen ... nie an. Aber viele schaffen es doch! Salama, wir *müssen* eine Entscheidung treffen. Wir müssen hier weg. Bevor das Baby kommt.«

Ihr Wutanfall ist noch nicht vorbei. Sie schnauft. »Und wage es ja nicht, vorzuschlagen, ich soll ohne dich gehen! Entweder wir gehen zusammen, oder keine von uns geht. Ich werde nicht mutterseelenallein irgendwo im Nirgendwo sitzen und mich fragen, ob du überhaupt noch lebst. Niemals! Und wir können nicht zu Fuß in die Türkei laufen. Du hast es selbst gesagt.« Sie zeigt auf ihren schwangeren Bauch. »Ganz abgesehen davon, dass die Grenzpatrouillen

und Scharfschützen überall rumlaufen wie die Ameisen. Sie werden auf uns schießen, sobald wir das Gebiet der Freien Syrischen Armee verlassen haben. Wir haben nur diese eine Möglichkeit. Wie oft muss ich dir das noch sagen?«

Ich räuspere mich. Die Suppe rinnt schwer meine Kehle herunter. Sie hat recht. Sie ist hochschwanger und keine von uns kann Hunderte Kilometer zu Fuß gehen, ohne dabei in den sicheren Tod zu rennen.

Ich stelle den Topf auf dem Couchtisch vor uns ab und starre auf meine Hände. Diese sind überzogen von einem kreuzförmigen Narbenmuster, das der Tod hinterlassen hat, als er mir das Leben nehmen wollte. Einige Narben sind silbrig und blass, andere noch frisch und gerötet, auch wenn das Fleisch bereits verheilt ist. Sie erinnern mich daran, schneller zu arbeiten, die Erschöpfung zu überwinden und noch mehr Leben zu retten.

Ich versuche, meinen Ärmel darüberzuziehen, doch Layla nimmt zärtlich meine Hand, und ich sehe zu ihr auf. »Ich weiß, warum du ihn nicht fragst. Und es ist nicht wegen des Geldes.«

Meine Hand zuckt unter ihrer zusammen.

Im Geiste höre ich Hamzas besorgte Stimme. *Versprich es mir, Salama, versprich es mir!*

Ich schüttele den Kopf und atme tief durch, um die Erinnerung loszuwerden. »Layla, ich bin die letzte Pharmazeutin in der gesamten Umgebung. Wenn ich gehe, wer hilft ihnen dann noch? All den weinenden Kindern, den Opfern der Scharfschützen, den verwundeten Männern?«

Sie krallt sich an ihrem Rock fest. »Ich weiß. Aber ich will dich nicht opfern.«

Ich öffne meinen Mund, um zu antworten, aber Layla stöhnt auf und schließt die Augen.

»Tritt dich das Baby?«, frage ich und rücke näher an sie heran. Ich versuche, meine Sorgen zu unterdrücken, schaffe es aber nicht. Seit der Besatzung sind Vitamine für Schwangere und Vorsorgeuntersuchungen eine Seltenheit geworden.

»Ein bisschen«, antwortet sie.

»Tut es weh?«

»Nein, es ist nur unangenehm.«

»Kann ich irgendwas tun?«

Sie schüttelt den Kopf. »Nein, alles okay.«

»Ich weiß genau, wenn du mich anlügst. Dreh dich um«, sage ich, und sie muss lachen, ehe sie meiner Anweisung folgt.

Ich massiere ihr die Schultern und spüre, wie die Anspannung langsam nachlässt. Unter ihrer Haut ist kaum mehr eine Fettschicht zu fühlen, und ich erschauere jedes Mal, wenn ich ihre Schulterblätter und ihr Schulterdach berühre. Das ist ... nicht richtig. Sie sollte nicht hier sein.

»Du kannst aufhören«, sagt Layla nach ein paar Minuten und lächelt. »Danke.«

Ich versuche, ihr Lächeln zu erwidern. »Berufskrankheit. Ich kann einfach nicht anders, als dich zu pflegen.«

»Ich weiß.«

Ich lege meine Hände auf ihren Bauch und kann fühlen, wie das Baby sich bewegt.

»Baby, ich hab dich echt lieb, aber du musst aufhören, deiner Mama wehzutun. Sie braucht Schlaf«, flüstere ich.

Layla lächelt noch breiter und tätschelt mir die Wange. »Du bist einfach zu süß, Salama. Eines Tages wird dich jemand vom Fleck weg heiraten und dich mir wegnehmen.«

»Heiraten? In dieser Situation?« Ich schnaufe und erinnere mich an das letzte Mal, als Mama sagte, eine Tante und ihr Sohn würden auf einen Kaffee vorbeikommen. Natürlich ist es nie zu dem Besuch gekommen. Die Aufstände begannen genau an diesem Tag. Doch ich weiß noch, wie aufgeregt ich wegen des angekündigten Besuchs war, wegen der Idee, mich vielleicht zu verlieben. Wenn ich heute zurückschaue, sehe ich ein vollkommen anderes Mädchen vor mir, ein Mädchen, das lediglich aussieht wie ich und mit meiner Stimme spricht.

Layla runzelt die Stirn. »Sei nicht so pessimistisch, es könnte doch noch passieren.«

Ihr empörter Gesichtsausdruck bringt mich zum Lachen. »Wenn du meinst.«

In manchen Dingen hat Layla sich nicht verändert. Als ich ihr damals am Telefon von dem geplanten Besuch erzählte, war sie innerhalb von einer Viertelstunde bei mir, eine riesige Tasche mit Kleidern und Make-up in der Hand und vor Freude quietschend.

»Zieh das hier an!«, hatte sie gerufen, nachdem sie mich in mein Zimmer geschubst und einen nachtblauen Kaftan aus ihrer Tasche gezogen hatte. Der dicke Stoff glitt sanft über ihren Arm. Der Saum war mit einem Goldfaden

bestickt, ebenso wie der Gürtel um die Taille. Der Rock fiel hinab wie ein Wasserfall und erinnerte mich an den See aus Regen in *Chihiros Reise ins Zauberland*. Einfach zauberhaft.

»Dann trägst du noch den blauen Eyeliner auf, und er wird seine Mutter anbetteln, dich wiedersehen zu dürfen.« Sie zwinkerte mir lachend zu. »Blauer Eyeliner steht dir einfach fantastisch.«

»Oh, das weiß ich.« Ich zog meine Augenbrauen hoch.

»Das ist das Gute daran, wenn man dunklere Haut hat.«

»Während ich aussehe wie ein Gespenst!« Sie tat so, als wischte sie sich Tränen von der Wange. Ihr Ehering glitzerte bei jeder Bewegung.

»Sei nicht immer so dramatisch, Layla«, lachte ich.

Sie lächelte verwegen und ihre blauen Augen begannen zu leuchten. »Stimmt. Hamza gefällt es. Sehr sogar.«

Ich hielt mir sofort die Ohren zu. »Igitt, nein! Das muss ich alles gar nicht wissen.«

Sie brach in lautes Gelächter aus, versuchte, meine Hände herunterzuziehen und mir noch mehr peinliche Details zu erzählen, aber vor lauter Gekicher brachte sie kaum einen Satz heraus.

Laylas Seufzen reißt mich aus meinen Erinnerungen.

»Es gibt noch mehr auf der Welt als das pure Überleben, Salama«, sagt sie.

»Ich weiß.« Unsere heitere Stimmung ist dahin.

Sie schaut mich eindringlich an. »Tatsächlich? Soweit ich das beurteilen kann, konzentrierst du dich ausschließlich

auf das Krankenhaus, auf die Arbeit und auf mich. Aber du *lebst* nicht wirklich. Du denkst nicht darüber nach, warum diese Revolution tatsächlich stattfindet. Als wolltest du gar nicht daran denken.« Sie hält inne und fixiert mich mit ihrem Blick. Mein Mund wird ganz trocken. »Du wirkst so, als ginge dich all das gar nicht an. Aber ich kenne dich, Salama. Du weißt, dass es bei dieser Revolution darum geht, dass wir unser Leben zurückbekommen. Es geht um mehr als das bloße Überleben. Es geht darum, zu kämpfen. Wenn wir nicht hier kämpfen, werden wir es auch nirgendwo sonst tun. Selbst dann nicht, wenn du deine Meinung änderst und wir es nach Deutschland schaffen sollten.«

Ich stehe auf und zeige auf die traurige, abgeblätterte Farbe an den Wänden. Zeige ins Nichts. »Wofür kämpfen? Mit etwas Glück erwartet uns hier nur der Tod. Und das weißt du ganz genau. Entweder werden wir vom Militär verhaftet oder von einer Bombe getötet. Es gibt nichts, wofür es sich zu kämpfen lohnt, weil wir nicht kämpfen können. Niemand kommt uns zu Hilfe! Ich helfe im Krankenhaus aus, weil ich es nicht ertrage, Menschen sterben zu sehen. Aber mehr kann ich nicht tun.«

In ihrem Blick liegt kein Vorwurf, nur Mitgefühl. »Wir kämpfen, solange wir am Leben sind, Salama. Weil dies unser Land ist. Es ist das Land unserer Väter und Vorväter. Deine Geschichte ist eingeschrieben in diese Erde. Kein Land wird dich jemals so lieben wie dein Heimatland. Wir kämpfen für ein Leben, nicht fürs bloße Überleben.«

Ich spüre, wie Tränen in mir aufsteigen. Ihre Worte klingen wie die Texte in unseren Geschichtsbüchern, die wir in der Schule gelesen haben. Die Liebe zu unserem Heimatland liegt uns im Blut. Sie strömt durch unsere Nationalhymne, die wir jeden Morgen vor dem Unterricht gesungen haben. Damals waren es nur Worte, inzwischen sind sie zur Realität geworden.

Unsere Seelen sind rebellisch, unsere Geschichte leuchtet hell. Die Geister unserer Freiheitskämpfer schützen uns wie Engel.

Ich weiche ihrem Blick aus. Auf Schuldgefühle kann ich gerade wirklich verzichten. Davon habe ich selbst schon genug.

»Haben wir nicht schon genug verloren in diesem Krieg?«, frage ich traurig.

»Es ist kein Krieg, Salama. Es ist eine Revolution«, antwortet sie mit fester Stimme.

»Was auch immer.«

Ich drehe mich um, gehe in mein Zimmer und ziehe die Tür hinter mir zu. Endlich kann ich atmen. Alles, was mir wichtig ist – alles, was ich noch habe auf der Welt –, sind das Krankenhaus und Layla. Ich bin kein Unmensch. Andere leiden, und ich kann helfen. Es ist der Grund, warum ich Pharmazie studieren wollte. Ich will nur nicht darüber nachdenken, *warum* diese Menschen ins Krankenhaus kommen. *Warum* all das passiert. Das *Warum* ist schuld daran, dass Mama fort ist. Ich erinnere mich an ihre kalten Finger in meinen Händen. Das *Warum* hat Baba und Hamza Gott weiß wohin gebracht. Ich will nicht in der

Vergangenheit leben. Ich will nicht klagen und weinen, dass meine Jugend von Hoffnungslosigkeit und Albträumen geprägt ist. Ich will überleben.

Ich will zu meiner Familie. Ich will einfach nur meine Familie zurück.

Selbst wenn Layla recht hat.

Ich ziehe mir den letzten Schlafanzug über, den ich noch besitze. Ein schwarzer Sweater und eine Baumwollhose. Darin könnte ich auch mitten in der Nacht noch fliehen, sollte es einmal nötig sein. Im Badezimmer ignoriere ich das müde Gesicht und die fahlen braunen Haare, die mir der Spiegel zurückwirft, und drehe aus purer Gewohnheit den Wasserhahn auf. Nichts. Seit Wochen gibt es in der Gegend keinen Strom und kein Wasser mehr. Zum Glück hat es letzte Woche geregnet, sodass Layla und ich Wasser in einem Eimer auffangen konnten. Sparsam schöpfe ich eine Handvoll ab, um mich für das Gebet zu waschen.

Der dunkle Mantel der Nacht hat sich inzwischen über Homs gelegt und in meinem Zimmer ausgebreitet. Meine Zähne klappern leicht, ehe ich die Lippen aufeinanderpresse und schlucke. Egal wie stark ich tagsüber sein kann – sobald die Sonne untergeht, ist es vorbei.

Ich sitze auf meinem Bett, schließe die Augen und atme tief ein. Ich muss mich sammeln. Muss mich auf etwas anderes konzentrieren als auf die Angst und den Schmerz in meiner Seele.

Süßes Steinkraut. Süß wie sein Name, murmle ich in der Hoffnung, dass meine Nerven sich beruhigen. *Weiß*

Blütenblätter. Hilft gegen Schmerzen. Auch gegen Erkältung, Bauchschmerzen und Husten. Süß. Süß.

Es funktioniert. Meine Lunge gibt langsam und gleichmäßig Sauerstoff in mein Blut ab, ich öffne die Augen und schaue den dicken grauen Wolken vor meinem Fenster hinterher. Seitdem das Haus nebenan eine Bombe abbekommen hat, ist das Glas zersprungen und der Fensterrahmen abgesplittert. Als ich einzog, musste ich Blut von den Scheiben wischen.

Obwohl das Fenster geschlossen ist, zieht eine kalte Brise durch mein Zimmer, und ich zittere, weil ich weiß, was bald passieren wird. Das Grauen beschränkt sich nicht auf das Krankenhaus. Genährt von meiner Angst ist es zu einer echten Figur mit einem eigenen Körper und einer eigenen Stimme geworden, die jede Nacht aufs Neue auftaucht.

»Wie lange willst du noch dasitzen, ohne mit mir zu sprechen?« Die tiefe Stimme kommt aus der Richtung der Fensterbank und treibt mir Schauer über den Rücken.

Seine Stimme erinnert mich an das eiskalte Wasser, das ich mir jeden Abend ins Gesicht spritze, um mir das Blut der Verletzten abzuwaschen. Das Gewicht der Stimme drückt mich immer tiefer in den Boden hinein. Schwer wie ein schwüler Tag und kreischend wie die Bomben des Militärs. Kalt wie unsere wortlosen Schreie.

Khawf sieht mich an. Sein Anzug ist sauber und neu. Nur die roten Spritzer an seiner Schulter irritieren mich. Sie sind schon da, seit wir uns kennen. Trotzdem habe ich mich noch nicht an sie gewöhnt. Ich vermeide auch den Blick in seine Augen - diese eisblauen Augen. Mit seinem

tiefschwarzen Haar sieht er nicht aus wie ein Mensch. Er sieht so menschlich aus, wie es ihm eben möglich ist.

»Du weißt genau, was ich will.« Seine Stimme lässt mich zittern.



2

Letzten Juli habe ich alles verloren. Innerhalb einer einzigen Woche.

Damals habe ich selbst in einem Krankenhausbett gelegen und bin unter den Tränen zusammengesunken, die auf den Wunden in meinem Gesicht gebrannt haben. Mein Bein schmerzte von meinem Sturz, und meine geprellten Rippen protestierten jedes Mal, wenn ich atmete. Meine dick verbundenen Hände sahen aus wie Pfoten. Granatensplitter hatten sich durch meine Handflächen gebohrt, das Blut war herausgespritzt wie eine Fontäne. Aber all das war noch zu ertragen gewesen.

Die einzige ernsthafte Wunde befand sich an meinem Hinterkopf, die Dr. Ziad nähte. Dabei traf ich ihn zum ersten Mal. Durch den Druck der Explosion war ich mit dem Kopf hart auf den Asphalt gefallen. Dr. Ziad meinte, ich hätte großes Glück gehabt, mit einer Platzwunde davongekommen zu sein. Ich glaube, er wollte mich von dem Gedanken ablenken, dass Mama kein solches Glück

gehabt hatte. Die Bombe hat sie mir entrissen und ich werde sie nie wieder umarmen können.

Als Khawf später an jenem Tag auftauchte und sich mir vorstellte, dauerte es eine Weile, bis ich begriff, dass nur ich ihn sehen konnte. Ich glaubte, wegen meiner Trauer und der Schmerzmittel zu halluzinieren, und hoffte, er würde mit dem Morphinum verschwinden.

Aber er wich nicht von meiner Seite und flüsterte mir schreckliche Dinge zu, während ich um Mama weinte. Selbst als der Schmerz langsam nachließ und meine Rippen heilten, blieb er bei mir. Als ich das verstand, ergriff mich Panik.

Er war eine Halluzination, die bleiben würde. Eine Vision, die seit sieben Monaten jede Nacht auftaucht, an meinen Ängsten rupft und ihnen Leben einhaucht. Es gibt keine andere Erklärung. Ich muss ihn auf wissenschaftliche Fakten reduzieren, um ihm begegnen zu können.

»Wenn es dir hilft.« Sein Lächeln wirkt böse.

Ich fahre mit der Hand über die Narbe an meinem Hinterkopf und kann die Wunde mit meinen Fingern fühlen. *Gänseblümchen*, flüstere ich. *Gänseblümchen*, *Gänseblümchen*.

Khawf streicht sein Haar aus dem Gesicht und nimmt ein Päckchen Zigaretten aus seiner Brusttasche. Das Päckchen ist rot und hat genau dieselbe Farbe wie die Flecken auf seiner Schulter. Er greift nach einer Zigarette, klemmt sie sich zwischen die Lippen und zündet sie an. Der Tabak glüht auf, und er nimmt einen tiefen Zug.

»Ich will wissen, warum du nicht mit Am gesprochen hast«, sagt er. »Hast du nicht gestern versprochen, dass du es tun würdest? Hast du es mir nicht jeden Abend versprochen?« Seine Stimme klingt zwar leise, doch er lässt keinen Zweifel daran, dass er mir drohen will.

So hat es angefangen mit uns. Immer wieder diese unterschwelligten Bemerkungen, die mich dazu bringen sollen, Syrien zu verlassen. Bis er eines Tages entschied, dass ich Am nach einem Boot fragen solle. Und seither hört er nicht auf, mich zu bedrängen. Manchmal frage ich mich, wie mein eigenes Hirn jemanden wie ihn erschaffen konnte.

Kalter Schweiß rinnt mir den Nacken herunter. »Ja«, murmle ich.

Er ascht auf den Boden, doch die Asche löst sich sofort in Luft auf. »Und? Was ist passiert?«

Ein fünfjähriges Mädchen ist an den Schusswunden eines Scharfschützen gestorben, während ich ihren älteren Bruder von einer Sepsis gerettet habe. Ich werde gebraucht. »Ich ... Ich konnte nicht.«

Er zieht die Augenbrauen zusammen. »Du konntest nicht?«, wiederholt er trocken. »Du willst also unter den Trümmern dieses Hauses begraben werden? Lebendig begraben, mit gebrochenen Gliedern und in deinem eigenen Blut? Niemand wird dir helfen. Wie auch? Hungernde Menschen können kaum ihren eigenen Körper tragen, geschweige denn Trümmer wegräumen. Oder vielleicht willst du verhaftet werden? Und dorthin verschleppt werden, wo sie auch deinen Baba und Hamza hingebracht haben. Vergewaltigt werden und verhört, nach Antworten

gefragt, die du nicht hast. Soll das Militär dir den Tod als Erlösung anbieten statt als Strafe? Willst du das wirklich, Salama?»

Ich zittere. »Nein.«

Er bläst ein letztes Mal Rauch aus, ehe er die Zigarette mit dem Absatz seines eleganten Schuhs ausdrückt. Dann tritt er genau vor mich hin. Ich hebe den Kopf und sehe ihn an. Seine Augen sind so kalt wie der Fluss Nahr al-Asi im Dezember.

»Dann gibt es kein *konnte nicht*«, sagt er. »Du hast versprochen, Am nach dem Boot zu fragen. Drei Mal ist er heute an dir vorbeigegangen, und du hast ihn nicht angesprochen.« Er presst seine Lippen zu einer dünnen Linie zusammen und mahlt mit dem Kiefer. »Oder willst du, dass ich unseren Deal zurücknehme?«

»Nein!«, schreie ich. »Nein.«

Mit einer einzigen Handbewegung kann er mein gesamtes Leben ruinieren, eine Halluzination nach der anderen hervorrufen und allen zeigen, dass meine Fassade nichts anderes ist als eine Wand aus dünnen Zweigen in einem Sturm. Dr. Ziad würde mich nicht mehr im Krankenhaus arbeiten lassen, weil ich eine Gefahr für die Patientinnen und Patienten darstelle. Ich brauche das Krankenhaus. Ich brauche es, um meinen eigenen Schmerz zu vergessen. Um beschäftigt zu sein und nicht den ganzen Tag vor Trauer zu schreien. *Ich muss Leben retten.*

Außerdem würde ich noch mehr Sorgen auf Layla abladen und sie und ihr Baby in Gefahr bringen. Nein. Ich muss all das für sie aushalten. Ich würde in Tränen ertrinken und

ihm meine Seele anbieten, wenn ich damit Layla retten kann.

Also hat er mir versprochen, tagsüber für sich zu bleiben und mir all das Grauen nur nachts und weit weg von allen anderen zu zeigen.

Wieder lächelt er sein böses Lächeln. »Dies ist deine letzte Chance, Salama. Und ich verspreche dir, wenn du morgen nicht mit Am sprichst, werde ich deine gesamte Welt entzweireißen.«

Zorn steigt in mir auf. Mein Unterbewusstsein mag mich ja voll im Griff haben, aber es ist immer noch *mein* Unterbewusstsein.

»Das ist nicht so einfach, Khawf«, flüstere ich und versuche, das Bild des kleinen Jungen zu verdrängen, der seine sterbende Schwester im Arm gehalten hat. So klein. »Vielleicht hat Am gar kein Boot. Und vielleicht will er zu viel Geld, das wir nicht haben. Und dann führt der einzige Weg hier raus über die Türkei. Dann sind wir die idealen Zielscheiben fürs Militär. Falls Layla den Fußmarsch überhaupt überlebt!«

Er schaut mich amüsiert an. »Warum ignorierst du das Versprechen, das du Hamza gegeben hast? Dass du Layla hier rausbringen wirst? Du bist ganz durcheinander, weil du so am Krankenhaus hängst. Tatsache ist doch, dass du ein Versprechen gegeben hast und nun einen Rückzieher machst. Du findest tausend Ausreden, um deine Schuldgefühle zu verdrängen. Was ist dir Laylas Sicherheit wert?«

Ich schaue auf den Boden, vergrabe meine Hände in meinen Taschen und versinke in meiner Matratze.

»Diese Erinnerung«, er streckt sich und grinst, »sollte deine Entscheidung erleichtern.«

Noch ehe ich schreien kann, schnippt er mit den Fingern.

Der schwere Geruch von Minze und Zimt in einer Brühe aus Joghurt und Rindfleisch steigt mir in die Nase und ich werde überwältigt von den Bildern der Vergangenheit. Ich zögere einen Moment, doch dann öffne ich die Augen und befinde mich nicht länger in meinem kargen Zimmer, sondern zu Hause. In *meinem* Zuhause.

Die Küche sieht genauso aus, wie ich sie erinnere. An den Wänden aus beigem und braunem Marmor hängen gerahmte Bilder mit Kalligrafien und goldenen Zitronen. In den Schränken und Regalen befinden sich unsere Pfannen und Töpfe, allesamt ordentlich gestapelt. Eine weiße Decke mit bestickten Lilien liegt auf dem Tisch, darauf eine gläserne Vase mit Orchideen. Blaue Orchideen, die ich für den Besuch gekauft hatte, der an dem Tag hätte stattfinden sollen. Für besondere Anlässe besorge ich immer blaue Orchideen.

Schließlich drehe ich mich nach links, wo Mama neben mir steht und mit einem Holzlöffel in dem Topf rührt und dabei ein Gebet murmelt.

»Beschütze sie«, flüstert sie. »Beschütze meine Männer. Bring sie gesund zu mir zurück.«

Ich bleibe wie angewurzelt stehen und mein Herz scheint in zwei Teile zu zerreißen.

Da steht sie neben mir.